

jene Architektonik, die in der Kategorientafel ihr Fundament hat. Die gegenwärtige Dissertation hat in gewisser Hinsicht das Gegenteil beabsichtigt, nämlich zu zeigen, daß „jeder Versuch, Kants wissenschaftstheoretisches Konzept für eine kritische Philosophie zu erkennen, auf die Kategorientafel als Modell für apriorische Systematik überhaupt zurückgreifen muß“ (226). Daß Kant überall, wo er nur kann, auf die zwölf Kategorien bzw. auf ihre vier Titel rekurriert, um ein Problem systematisch, vollständig und metaphysisch zu behandeln, ist offenkundig. Gar nicht klar ist dagegen, daß daraus wirklich ein sachlicher Gewinn für das jeweils zur Untersuchung stehende Problem herausgekommen ist. Gewiß kann jeglicher Raster, auch ein willkürlicher, irgendwie eine Anleitung geben, um ein Problem unter verschiedenen Aspekten anzugehen und damit doch eine sachliche Klärung herbeizuführen. Aber es ist auch nicht zu übersehen, wie gewaltsam Kant versucht, „alle Probleme in das Prokrustesbett der Kategorien hineinzuzwängen“ (24), wie sich G. Martin im Anschluß an ein Diktum Schopenhauers ausgedrückt hat. Von da her sind künstliche Parallelisierungen, Gliederungen, aber auch Auslassungen an der Tagesordnung bei Kant. Ich vermag z. B. keinen triftigen Grund zu finden, warum in der Tafel vom Nichts die quantitative Position sich gegen alle drei Quantitätskategorien wendet, während in den anderen Positionen der Begriff vom Nichts im Gegensatz nur zum ersten Begriff des jeweiligen Kategoriorentitels steht. Oder warum für die Idee Seele und Welt, aber nicht für die Idee Gott eine Tafel aufgestellt werden soll. In der Tat ist Kant sehr beredsam, wenn ihm eine Parallelisierung und eine „systematische“ Darstellung gelingt; wenn aber dies nicht der Fall ist, schweigt er darüber. – Die Vf. hat sich die größte, liebevolle Mühe gegeben, den Hang Kants zur Architektonik nachzuvollziehen und in ihm einen nicht geringen Sinn für die Transzendentalphilosophie zu finden. Dies hat u. a. von ihr manche Überinterpretationen erfordert sowie eine Überschätzung sprachlicher Differenzen, die bei Kant eher zufällig sind. Dem Leser drängt sich an mehreren Stellen der Einwand von selbst auf: Wenn Kant sich wirklich so wichtige Sinngehalte und Präzisierungen gedacht hat, wie die Vf. meint, warum ignoriert er dieselben dann völlig im weiteren Verlauf des Werkes, ja sogar kurz nach der einschlägigen Stelle? Das Ziel, das die Vf. sich gesetzt hat, hat sie im dritten Teil ihrer Dissertation dazu verleitet, in den Text Bedeutungsgehalte hineinzulesen, die ein anderer Exeget, bei nicht minderer Kenntnis des corpus kantianum, sehr wahrscheinlich nicht finden wird. – Die vorliegende Dissertation, auch in den Teilen, die nicht so sehr unter dem Zwang des verfolgten Zieles stehen, hat weitgehend einen systemimmanenten Charakter, insofern sie versucht, die Kategorienlehre Kants in ihren verschiedenen Aspekten und in ihrem Stellenwert innerhalb der KrV auszuarbeiten, dabei aber verzichtet sie, die sich ergebenden Thesen auf ihre sachliche Wahrheit nachzuprüfen. Im Klartext gesagt, der Nachweis von der Tragfähigkeit der Kategorienlehre für eine wissenschaftliche Methode in den verschiedenen Sparten des Wissens wird Kant selbst überlassen. Falls man auf der Grundlage der Resultate der vorliegenden Untersuchungen so etwas versuchte, würde meiner Ansicht nach der Ertrag höchst dürftig ausfallen.

GIOVANNI B. SALA S.J.

BÜCHEL, GREGOR, *Geometrie und Philosophie*. Zum Verhältnis beider Vernunftwissenschaften im Fortgang von der Kritik der reinen Vernunft zum Opus postumum (Kantstudien-Ergänzungsheft 121). Berlin/New York: de Gruyter 1987. XVI/426 S.

Auch diese Dissertation stammt aus dem Kreis um Professorin I. Heidemann an der Universität Bonn, und auch sie hat von dem am dortigen Institut für Kommunikationsforschung und Phonetik liegenden Allgemeinen Kantindex mittels der elektronischen Datenverarbeitung Gebrauch gemacht. Die Untersuchung hat einen ausgesprochen interdisziplinären Charakter: Sie geht auf das Verhältnis von Mathematik (nicht nur Geometrie!) und Philosophie ein, wobei zusammen mit der Mathematik auch die Naturwissenschaft stark berücksichtigt wird. Das Besondere an der vorliegenden Dissertation liegt darin, daß der Vf. allem Anschein nach eine tiefere Kenntnis der Mathematik hat, als dies normalerweise bei einem zünftigen Philosophen der Fall ist. Aus diesem Grunde konnte er ein Doppeltes leisten: erstens die Problemlage von Mathematik und Naturwissenschaft zur Zeit Kants in seiner Erklärung der Schriften

Kants würdigen; zweitens seine Untersuchung bei Kant als ein Moment in die Geschichte der Entwicklung und des Verhältnisses von Philosophie einerseits und Mathematik und Naturwissenschaft andererseits einbeziehen. Zu diesem Ziel hat B. außer der KrV auch die „Metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft“ von 1786 und, weil Kant nach der zweiten Auflage der KrV kein Werk mehr zur philosophischen Grundlegung der Naturforschung veröffentlicht hat, das Opus postumum herangezogen. Vom letzteren werden insbesondere die Partien untersucht, die die Anwendung der Mathematik im Felde der Naturwissenschaft und den „Übergang von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik“ behandeln. Dabei richtet sich die Aufmerksamkeit B.s insbesondere auf die Ermittlung der neuen Elemente, die in diesen Schriften zu denen der KrV bezüglich des Verhältnisses von Mathematik und Philosophie zum System der reinen Naturlehre hinzugekommen sind.

Das *erste* Kapitel geht vom Lehrstück zu Beginn der transzendentalen Methodenlehre der KrV aus, demgemäß der Begriff der Konstruktion das Grundmerkmal ist, das die mathematische Vernunftkenntnis kennzeichnet und sie von der philosophischen trennt. Zugleich aber geht die Dissertation auf ein Thema ein, das nach 1786 von Kant, vielfach im Kontext seiner Reflexionen zum Titel des Hauptwerkes Newtons: *Philosophiae naturalis principia mathematica*, stärker betont wurde, nämlich den instrumentalen Charakter der Mathematik. – Das *zweite* Kapitel geht ebenfalls von einer These der KrV aus, nämlich daß die Mathematik die Gegenstände nicht nur hinsichtlich ihrer Quantität, sondern auch hinsichtlich ihrer Qualität untersucht. Hier wird das Problem der Mathematisierbarkeit und Konstruierbarkeit intensiver Größen behandelt. Der zweite synthetische Grundsatz des reinen Verstandes (die Antizipationen der Wahrnehmung) in der KrV legt die Position Kants fest. Zu diesem Fragenkomplex gehören der Grad des Realen, die Kontinuität der extensiven und intensiven Größen, die Räume von verschiedenen Qualitäten wie Linien, Flächen und Körper, der Begriff der Unendlichkeit. Die Ausführungen zu den „fließenden“ Größen im zweiten Grundsatz leiten den Vf. zur Untersuchung der Infinitesimalrechnung an in ihrem damaligen Stand und bei Kant selbst. Die Beurteilung B.s über Kants Kenntnisse vom infinitesimalen Kalkül fällt günstiger aus als sonst bei den Autoren, die sich mit Kant als Mathematiker beschäftigt haben. – Das *letzte* Kapitel erforscht das Verhältnis von Mathematik und Philosophie hinsichtlich des „Überganges von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik“. Das Thema wird eingeleitet durch eine Diskussion der Termini Kanon und Organon und konkretisiert sich dann in der Lehre von den bewegenden Kräften im Opus postumum.

Das Buch stellt mit seinen ausführlichen terminologischen Untersuchungen, mit seinen historischen Problemstellungen und mit seinen systematischen Erörterungen einen bedeutenden Beitrag zu einem speziellen und bisher nicht genügend beachteten Aspekt des Denkens Kants dar. Wir gehen ja von der nunmehr vollzogenen Herauslösung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen von der Philosophie aus, während bei Kant die Fragen nach der Möglichkeit von Mathematik, Naturwissenschaft und Metaphysik (vgl. die drei Teile der Prolegomena) noch eng miteinander zusammenhängen. In diesem Sinne klärt die vorliegende Dissertation den methodologischen und inhaltlichen Stand dieser drei Fächer in ihren Beziehungen zueinander während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. – In dieser Besprechung möchte ich zu einem Lehrstück Stellung nehmen, das für diese Dissertation zentral ist, und das im ersten Kapitel auch entsprechend ausführlich behandelt wird, nämlich die Konstruktion als das eigentümliche Verfahren der Mathematik. Der Vf. wie schon auch Kant durchleuchtet unter verschiedenen Aspekten den Umstand, daß die Mathematik ihre Begriffe und Lehrsätze in einer sinnlichen Anschauung konstruiert. Während nun der Bezug auf die sinnliche Anschauung den synthetischen (erweiternden) Charakter der daraus resultierenden Erkenntnis begründet, ist es die Apriorität derselben Anschauung (reine Anschauung!), die erklärt, wie diese Erkenntnis eine allgemeine (und notwendige) sein kann. B. geht, genauso wie Kant, wiederholte Male um die Sache herum, erfaßt aber nie den entscheidenden Punkt. Daß der Mathematiker nicht mit bloßen Begriffen argumentiert, sondern sie in der Anschauung darstellt, ist unzweifelhaft.

Warum aber soll die sinnliche Konstruktion in einer *reinen* Anschauung stattfinden? Weil sonst – so Kant – die Erkenntnis (der Begriff, der Lehrsatz) nur für den einzelnen, konkreten Fall gelten würde. Nun liegt m. E. dieser Position Kants, auf der seine ganze Theorie des Apriori beruht, die Verkennung des zentralen Aktes in der Struktur der menschlichen Erkenntnis zugrunde, nämlich des Aktes, den Aristoteles in *De Anima*, III, 7: 431 b 2 mit treffender Sicherheit „noein en tois phantasmasi“ genannt hat und Thomas von Aquin in der *Summa Theologiae*, I, q. 84, a. 7 als „intelligere in sensibili“ ausführlich beschreibt und mit Hinweis auf eine allgemeine Erfahrung belegt. Es ist der Akt des Verstandes, der in den Daten der äußeren oder inneren Erfahrung eine Intelligibilität erfaßt, die nicht auf diese Daten beschränkt ist und die deshalb den Übergang vom Konkreten zum Abstrakten, vom Einzelnen zum Allgemeinen, vom Approximativen zum Idealen: d. h. vom Datum zum Begriff bewirkt. Es kann nicht bezweifelt werden, daß Kant sich auf diese Erfahrung bezieht, wenn er von der Konstruktion in der Mathematik spricht. Aber eine mehrere Jahrhunderte alte konzeptualistische Tradition, die angefangen von Scotus diesen Akt zuerst bestritt und dann ignorierte, hat ihn verhindert einzusehen, was genau im Verfahren des Mathematikers, seine Begriffe mit Figuren, Symbolen und dgl. mehr zu konstruieren, zum Vollzug kommt. Hat man die Einsicht ins Sinnliche (das Verstehen) wieder gewonnen, dann erübrigt es sich, eine völlig unverifizierbare Anschauung a priori zu postulieren. Der Begriff drückt ja das in der Konstruktion erfaßte Intelligible aus, wie das Beispiel des Schülers demonstriert, der eine Definition (etwa die des Kreises) aussagt, weil er anhand des (empirischen!) Zeichens des Lehrers auf der schwarzen Tafel verstanden hat, daß die vollkommen runde Kurve von der Gleichheit der Radien abhängt. Der Ursprung von Begriff und Lehrsätzen liegt in einer konkreten Konstruktion; aber der Begriff und der Lehrsatz gehen nicht hervor, wenn der Mathematiker nicht in den Daten eine Beziehung eingesehen hat, die als intelligibles Moment nicht nur für diese Daten gilt. Anderes gilt für das Moment der Notwendigkeit in unserer Erkenntnis. Die Notwendigkeit als Modalkategorie betrifft eigentlich nicht den Begriff, sondern das Urteil und hat ihren Ursprung darin, daß das Urteil als Existenzurteil in einer absoluten Setzung der mentalen Synthesis besteht. Haben wir eine Intelligibilität in den Daten der Sinnlichkeit verifiziert, dann wissen wir, daß sie die formale Komponente eines Seienden ausmacht und deshalb die Notwendigkeit besitzt, die das Seiende kennzeichnet. Es ist nicht schwierig einzusehen, welche radikalen Konsequenzen diese Lehre vom „intelligere in sensibili“ hat, nicht nur im Bereich der Mathematik, sondern auch für die Erklärung der Naturwissenschaft, ja aller unserer Erkenntnisse. Sie führt zu einer ganz anderen Auffassung vom Apriori in der menschlichen Erkenntnis und löst auf eine introspektiv nachprüfbare Weise das Problem der „Anwendung“ bzw. des „Überganges“, mit dem Kant sich vergeblich seit seiner Kopernikanischen Wende bis zu seinem Tod geplagt hat.

GIOVANNI B. SALA S.J.

ABEL, GÜNTER, *Nietzsche. Die Dynamik der Willen zur Macht und die ewige Wiederkehr* (Monographien und Texte zur Nietzsche-Forschung 15). Berlin/New York: de Gruyter 1984. 471 S.

Auch auf die Wiederkehrlehre bezogen formulierte vor Jahren C. F. von Weizsäcker: „Nietzsche hinterläßt uns philosophisch mit sinnvollen Rätseln“ (Wahrnehmung der Neuzeit, 1983, 105). Mit der bereits 1981/82 an der TU Berlin angenommenen Habilitationsschrift von Abel liegt nun eine Arbeit im Druck vor, die verspricht, Nietzsches bloß scheinbar dunkle Lehre zu enträtseln und als seinen „aufgeklärtesten Gedanken“ (319) plausibel zu machen. In Auslegung und einstimmiger Übernahme der theoretischen Grundoptionen Nietzsches charakterisiert der Autor den Gedanken der ewigen Wiederkehr des Gleichen als „Interpretation der Interpretationen“ (184; 306–323), die eine Herausforderung größten Ausmaßes darstelle, sofern sie die Bedingungen angebe, „unter denen die bislang als kardinal angesehenen Probleme der moralischen und der metaphysischen Rechtfertigung, des Schöpfer- und des Heils-Gottes, des Dualismus von Immanenz und Transzendenz, von unvollkommener Realität und vollkommener Welt-an-sich, des Ansichseins des Wahren, Guten und Schönen sowie